

Fortgesetztes Dirigentenglück in Birmingham

Von Gerhard Kramer

Das zweitägige Musikvereins-Gastspiel des City of Birmingham Symphony Orchestra zeigte, dass das Ensemble seit den Tagen von Sir Simon Rattle (1980 bis 1998) Rang und Qualität bis heute bewahrt hat. Und als wahrer Glücksgriff hat sich vor vier Jahren die Verpflichtung des 34-jährigen Letten Andrés Nelsons als Chefdirigent erwiesen. Auch diesmal faszinierte, wie er mit suggestiver Körpersprache das musikalische Geschehen plastisch modellierte, zwingende Entwicklungen aufbaute, alle Details mit höchstem Kontrastreichtum herausarbeitete.

Der zweite Abend stellte zwei Liedgruppen der deutsch-österreichischen Spätromantik zwischen zwei Spitzenwerke des französischen Impressionismus. Claude Debussys „La Mer“ und Maurice Ravels Zweiter Suite aus „Daphnis et Chloé“ verlieh Nelsons alle aufrauschende Klangpracht. Und Jonas Kaufmann sang fünf der berühmtesten Lieder von Richard Strauss mit all seiner Kunstfertigkeit zwischen strahlender Kraft und den berückenden Piani der Höhe. Nur Gustav Mahlers „Kindertotenlieder“ lagen ihm bei weitem zu tief, so sehr er sich auch um intensiven Ausdruck bemühte.

Modellinterpretationen

Schon tags zuvor waren mit Benjamin Britzens „Four Sea Interludes“ und der Zweiten Symphonie von Jean Sibelius zwei Modellinterpretationen gelungen. Dazwischen überraschte Rudolf Buchbinder bei Beethovens Viertem Klavierkonzert mit agogischen Freiheiten. Beide Male zeigte sich das Orchester ebenso begeistert wie das Publikum. ■

Konzerte

City of Birmingham
Symphony Orchestra
Andrés Nelsons (Dirigent)
Wiener Musikverein

★ ★ ★ ☆ ☆

Schlager-Ikone Hermann Leopoldi lebt in einer Ausstellung und einem Buch neu auf

Optimist trotz Weltenbrand

Von Christoph Irrgeher

■ Eine neue Biografie betont nicht zuletzt Leopoldis jüdische Herkunft.

Wien. „... trotzdem Ja zum Leben sagen“: Jeder Psychologiestudent weiß, dass ein Buch von Viktor Frankl so heißt; es verarbeitet die KZ-Erlebnisse des Autors. Was wenige wissen: dass sich der Buchtitel auch einem Schlagerstar verdankt. Denn das „Ja zum Leben“ kam im Text des „Buchenwald-Liedes“ vor, eines Stücks mit skurriler Geschichte: Unter den Häftlingen war eine Art Kompositionswettbewerb veranstaltet worden; die Sieger: der Wiener „Klavierhumorist“ Hermann Leopoldi und der Autor Fritz Löhner-Beda – trotz eines Liedtextes, der teils unverhohlen aufbegehrt.

Das Komische und die Katastrophe: Dieser Widerspruch durchzieht nun eine neue Biografie über Hermann Leopoldi (Mandelbaum Verlag), und diese Herangehensweise ist zu begrüßen – nicht nur wegen des reichen historischen Hintergrunds, der da aufgearbeitet wird, vom Wien der Pferdekutschen bis zur zerbombten Metropole nach dem Zweiten Weltkrieg. Mit ihrem kritischen Blick lassen Georg Traska und Christoph Lind auch nie jenen Heile-Welt-Kitsch unwidersprochen, der Leopoldis Noten mitunter entfließt.

Diffizile Verhältnisse

Wobei beizeiten auch die beiden Autoren bemüht wirken, willkürlich ein gewisses Bild herzustellen – nämlich von Hermann Leopoldi, dem jüdischen Künstler. Hat das Sinn bei einem Mann, der 1921 seinen Namen Kohn ablegte und am Klavier hörbaren Ehrgeiz zeigte, als „Meidlinger Bua“ zu gelten? Die Kapitelüberschrift vom „jüdischen Künstler“ hat man dann doch mit Fragezeichen versehen. Und der Inhalt ist insofern doch lohnend, als er ein diffiziles

Bild vom Wiener Kabarett der Zwischenkriegszeit malt: Die jüdische Zunge war da durchaus gefragt. Ob das Publikum aber mit ihr lachte oder über sie – darin lag der feine Unterschied.

Leopoldi war da schon vom Barmann zum Showstar avanciert. Wie er sich die Karriere-Klavatur hochgespielt hat, ist in der Mandelbaum-Biografie besonders detailliert nachzulesen, weil die Autoren von einem reichen Fundus profitieren: Komponistenspross Ronald Leopoldi hat den Nachlass seines Vaters der Wien Bibliothek geschenkt, die der Ikone übrigens ebenfalls Tribut zollt: mit der Ausstellung „Die drei Wien des Hermann Leopoldi“ im Rathaus.

Ringelspiel und Uridil

Was in diesen drei „Wiens“ en vogue war, wusste niemand besser als der Melodienhändler mit dem untrüglichen Instinkt: Ob Bubikopf, Ringelspiel oder der Kicker Josef Uridil – was man heute Popikone heißt, hat Leopoldi in Noten gesetzt. Wobei die wechselnden Moden und Regierungen durchaus Widerspruchsgefahr mit sich brachten: Huldigte Leopoldi hier dem Wienerlied, war es dort der schmissige Foxtrott, trug er den frivolen Zwanziger Jahren Rechnung, frönte er bald wieder der Nostalgie. Und den Sozialdemokraten war er ebenso zu Diensten wie später Engelbert Dollfuß: „Klein, aber mein“ hieß das Lied, das ein vermeintlich nicht überlebensfähiges Land schönsang. Vermutlich war es diese Kollaboration, die Leopoldi wenig später ins KZ brachte. Nach neun Monaten konnte er dann doch noch nach New York – wo er im Journalistengewimmel die Erde küsste und wenig später vor Emigrantenpub-



Auch an die Haartracht gedacht: Hermann Leopoldi setzte selbst Moden wie dem Bubikopf ein Denkmal. Foto: Wienbibliothek im Rathaus

likum reüssierte. Ein rarer Glücksfall: Textschöpfer wie Löhner-Beda und Fritz Grünbaum kamen in KZs um – und Leopoldis Bruder Ferdinand, verzweifelt um Ausreise bemüht, starb an den Folgen eines Gestapo-Verhörs.

Dass der notorische Optimist Hermann Leopoldi noch ein drittes Wien erlebte, dass er heimkehrte – es lag wohl nicht zuletzt an seiner hiesigen Popularität. Und weil er es im biedereren Frieden der Nachkriegszeit Kollegen wie Georg Kreisler überließ, Holocaust und Nazi-Sympathisanten anzupran-

gern, sollte sich an diesem Widerspruch bis zu seinem Tod 1959 nichts ändern. Den Hit „Klein, aber mein“ konnte er übrigens wieder aufleben lassen – bloß die Dollfuß-Strophe, die fiel weg. ■

Buchtipp:

Georg Traska, Christoph Lind:
„Hermann Leopoldi, Hersch Kohn“ (Mandelbaum Verlag)

Ausstellung:

„Die drei Wien des Hermann Leopoldi“; ab heute in der Wien-Bibliothek im Rathaus